Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun

Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden

Band: 28 (1968-1969)

Heft: 5

Artikel: Die "Schillerlocke" im Rätischen Museum

Autor: Schmid, Martin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-356323

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die «Schillerlocke» im Rätischen Museum

Das Rätische Museum besitzt eine «Haarlocke Schillers», eigentlich eine bleiche Strähne, zierlich geheftet, unter Glas und solide gerahmt. Frau von Wolzogen, die Schwägerin Schillers, schnitt sie am 9. Mai 1805 vom Haupt des Toten und schenkte sie Luise Kühn aus Eisenach, der späteren Gemahlin Oberstleutnant Ulrich Bauers in Chur. Dann ging die Locke auf die Tochter Elise über, die nachmalige Frau Ständerat von Planta. Nach ihrem Tode schenkte der Witwer, der bekannte Politiker und Historiker P. C. von Planta, «die ehrwürdige Reliquie» dem Rätischen Museum, in sorgfältig-zierlicher Schrift erzählend, was ich hier berichtet habe. Das Bündner Tagblatt vom 13. Juli 1889 weist ausdrücklich auf das «eigentümliche Geschenk» hin und berichtet, daß die Haare rötlich-blond seien. Karoline von Wolzogen berichtet, das Haar Schillers sei lang und fein, ins Rötliche fallend, gewesen. Also eine kostbare Reliquie ausgerechnet des Dichters, der Graubünden so unverschämt beleidigte, daß ein ganzes Rudel Literaten den Räuberhandel erzählte, erklärte, in allen Details verfolgte und massenhaft Tinte vergoß, nicht ohne leise die Empfindlichkeit und Kleinlichkeit der Bündner anzudeuten. Ich will auf die Affäre nicht eintreten, da ich die fleißigen, recht scharfsinnigen Abhandlungen weder ergänzen, noch ihnen Nennenswertes entgegenhalten kann. Allerdings scheint es mir erlaubt, sein Vaterland zu verteidigen, wenn es beleidigt oder beschmutzt wird. Auch gehörte der Verfasser noch keineswegs zu den Berühmtheiten, mit denen selbst die scharfen Kritiker und unerbittlichen Rezensenten zu allen Zeiten vorsichtig und rücksichtvoll umgehen, Lessing hin oder her. Wer war überhaupt der Verfasser der «Räuber»? «Wir werden hier je länger, je begieriger», das zu erfahren, schreibt am 6. Februar 1782 Peter von Salis-Soglio nach Hamburg, wohin er Hauslehrer Wredow mit seinen Söhnen auf die Handelsakademie des Johann Georg Büsch geschickt hatte. Er schreibt noch etwas! Sollte Bahrdt der Verfasser sein, dann müßte man tüchtig vorgehen. Begreiflich, Dr. Karl Friedrich Bahrdt war der Direktor des Marschlinser Philanthropins gewesen, ein intrigantes Aufschneidermännlein, dessen Liederlichkeit und Gewissenlosigkeit den Niedergang des stolzen Schulschlosses stark mitverschuldet hatte. Ein ganzes Vermögen hatte der Minister Ulysses von Salis dabei verloren. Aber halt, keine Wiederholung über dieses Thema. Ich meine, kurz gesagt, Benedict Hartmann habe recht. Er sagt, daß im Briefwechsel Salis Vater und Söhne nur einmal eine Bemerkung über die berühmte Räuberstelle falle, spreche dafür, daß man damals im Bündnerland der Causa weniger Gewicht beigemessen habe als die Literaturhistoriker der letzten Jahrzehnte. Jedenfalls führte die Wandertruppe Ferdi-

nand Küblers schon in den neunziger Jahren (des 18. Jahrhunderts) in Chur «Die Räuber» auf, und niemand weiß von einem Theaterskandal. Der «liebenswürdige Dichter von Salis», wie die Wolzogen schreibt, hat zwar die Räuberstelle bekanntlich nie ganz verwunden, aber dem großen Dichter die Hochachtung nicht entzogen. Schiller war der bewunderte Liebling unserer Gebildeten, wie Zitate aus seinen Werken in Nachrufen, Abhandlungen und Briefen zeigen. Die Strähne ist also am rechten Ort. Sie nun hat mich trotz der Angaben von Plantas beschäftigt. Wer ist denn Luise Kühn, die Empfängerin der Locke am 9. Mai 1805? Sie ist mir trotz heißem Bemühn, das Fausts Famulus würdig wäre, in der Schillerliteratur nirgends begegnet. Aber dämmrige Archive und bücherschwere Bibliotheken bewahren manches. Luise Kühn ist die Tochter der Elisabeth Kühn, geborene Nonne, geb. 1753, gestorben in Eisenach am 30. November 1803.

Ihr, Elisabeth, schenkte der weimarische Fürst, Herzog Karl August, 1787 die Clemda, einst eine Burg und Jagdschloß. Chassot von Florencourt erzählt in seinen «Bemerkungen auf eine Reise durch einen Theil des Nieder- und Obersächsischen», wie er abends — es war 1795 — in Eisenach ankam und im «Erbprinzen» abstieg, in einem ländlichen Wirtshaus in angenehmer Lage. Auf der einen Seite Blick ins Freie, auf der andern ein schöner, großer Garten. Und die Wirtin eine artige, gescheute Frau, mit der sich angenehm plaudern läßt. Sie hat das Gebäude, vor wenigen Jahren noch eine maison de plaisance des Herzogs, ausbessern und sehr geschmackvoll einrichten lassen. Aus dem Orangeriehaus wurde ein Saal, der Versammlungsort für Einwohner und Gesellschaften, auch für Redouten, die bisher auf dem Rathaus stattfanden. Er wird nun auch von «denen honoratioribus» gerne besucht. Die tatkräftige Frau (seit 1790 «verwittibte Kühn») erhielt auch die Erlaubnis, Wein und Bier auszuschenken trotz der Einsprache der Brauerschaft, und nun sahen Saal und Nebenräume bald geselliges Leben: Konzerte, Bälle, Theateraufführungen.

Die großen Ausgaben des Herzogs für die «Schöngeisterei» und das «Abschiedsgeschenk» an Madame Kühn erweckten, wie ein Zeitgenosse berichtet, in weiten Kreisen der Bürgerschaft lautes Mißfallen. Ihr verstorbener Ehemann, 1789 gestorben, hatte ja 1787 falliert, und die auffallende Wohlhabenheit der gewandten, schönen Frau mußte zu mancherlei Gerüchten Anlaß geben.

Ihre vier Töchter kamen alle nach Chur. Nach Chur? Wie soll man sich das erklären? Unser Florencourt weiß zu berichten, daß man in Eisenach auf zehn Ehekandidatinnen kaum einen heiratslustigen und heiratsfähigen Mann rechnen könne, und meint, damit sei bewiesen, wie weit wir schon vom wahren Wege der Glückseligkeit abgewichen seien. Gab es da in Graubünden, im Athen der Gauner, Abhilfe?

Es ging mit rechten Dingen, wenn auch etwas romanhaft, zu. Der Medizinstudent Jac. Martin Raschèr aus Chur, an der Hochschule Jena eingeschrieben, sah in einer Gemäldeausstellung das Bild einer Jungfer, das ihn entzückte. Er mußte, mußte das Original kennenlernen. Er fand die Dargestellte im bekannten Gasthaus — der Leser kennt es bereits — in der Clemda in Eisenach: Charlotte Henriette Kühn, verliebte sich bis über die Ohren, verlobte sich und

heiratete die 25jährige. Am 5. August 1797 fand die Hochzeit in Eisenach statt. Und so kam Charlotte Kühn ins Churer Doktorhaus. Sie schenkte Raschèr in ihrem kurzen Leben vier Söhne und eine Tochter und starb schon mit 40 Jahren. Man kann sich denken, daß sie's nicht immer leicht hatte. Zwar war Raschèr ein offener, redlicher Charakter, gebildet, gemütvoll, uneigennützig, aber in aufreibender Arztpraxis immer gehetzt, oft bei schlimmem Wetter auf bösen, weiten Wegen bis in die Herrschaft und weit ins Prättigau hinein oder unter ansteckenden Kranken Durchreisender im auf seine Anregung errichteten Lazarett zu Salvatoren. Und dann die Leichenschauen, Sektionen, Gutachten, Berichte, Konferenzen, gelegentlich auch die Kantonsschule betreffend, zu deren Stiftern und Gönnern er gehörte. Da gab es viele einsame Stunden und Ängste für die Frau Doktor. Aber niemand berichtet davon.

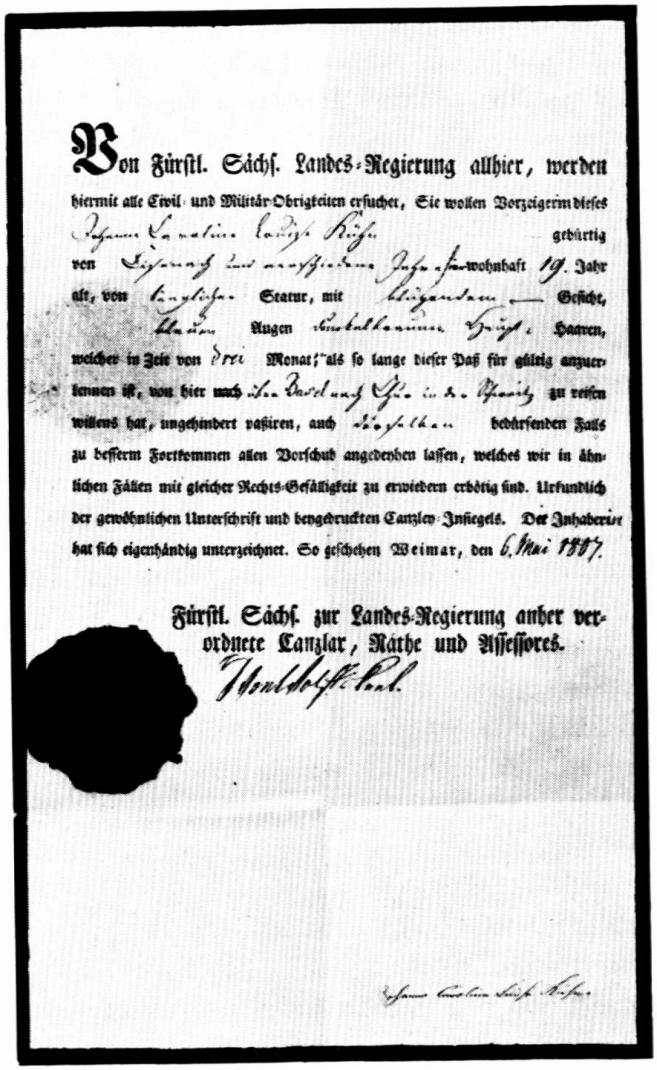
Wir wissen auch herzlich wenig über ihre jüngere Schwester: Johanna Augusta. Sie hielt sich offenbar oder doch zeitweise bei Raschèrs auf und wurde die Frau Prof. Paulus Kinds. Raschèr war sein väterlicher Freund. Prof. Kind kennen wir als Lehrer am Collegium philosophicum, Antistes und Dekan. Johanna Augusta (Jeanette) starb, erst 25 Jahre alt (1810) bei der Geburt ihres ersten Kindes, das ihr ins Grab folgte. Wie kurz war die schöne Zeit, die sie bei Schwager und Schwester verbringen durfte. Sie rühmt sie voll Dankbarkeit in einem Brief (Chur, 16. Februar 1806) an die Schwester Luise. «Könnte ich nur Dich auch noch hier haben; wie froh wollten wir zusammen leben.» Ihr Wunsch erfüllte sich.

Im Mai 1807 kam «Johanna Carolina Louise Kühn von Eisenach und verschiedene Jahre hier wohnhaft, 19 Jahre alt» — so der Reisepaß — in Chur an. Ich will von ihr später erzählen und noch das vierte Blatt am Kühnschen Kleeblatt abzupfen. Das war Carolina Friederica, Witwe des Pfarrers Friedrich Vogel, die 73 Jahre alt in den Dienst des Churers Major Weber trat (1851). Man kann sich denken, daß die alte Frau durch Vermittlung ihrer Churer Verwandten die Anstellung fand. (Das Kultusministerium in Dresden hatte ihr für die Zeit ihres Witwenstandes eine jährliche Unterstützung von 16 Talern zugebilligt.)

Man kann sich auch denken, daß und wie die schönen, ledigen Kühnschwestern in Chur unter die Haube kamen.

Von unserm Städtchen ist nun also die Rede, wie es grau und unansehnlich im breiten Schatten des waldigen Pizokels lag mit da und dort spitzgiebligen Häusern, mit Kirchen, Türmen, Ringmauern und Toren. Diese wurden nachts und sonntags während des Gottesdienstes geschlossen. Ja, bis Herr Antistes Kind, der Oberst-Pfarrer zu St. Martin — am Platz, wie die Churer sagen — seinen Sermon mit feierlichem Amen geschlossen, gab's keinen Einlaß. Dann brachte der Kirchenwächter dem Torhüter die Schlüssel, und man durfte den Verschlafenen aus dem Stübchen herausklopfen.

Die Gassen waren schmal, die Pflasterung schlecht, schlecht auch nachts die Beleuchtung. Der Mühlbach floß ungedeckt über den Martinsplatz und weiter die heutige Poststraße hinunter, da und dort von Brettern überbrückt. Er führte oft trübes Wasser, das nicht eben lieblich duftete. Und im Majorangäßli



Von Fürstl. Sächs. Landes-Regierung allhier, werden hiermit alle Civil- und Militär-Obrigkeiten ersuchet, Sie wollen Vorzeigerin dieses Johanne Caroline Louise Kühn gebürtig von Eisenach und verschiedene Jahre hier wohnhaft 19. Jahr alt, von länglicher Statur, mit blühendem Gesicht, blauen Augen dunkelbraunen Haupt-Haaren, welcher in Zeit von drei Monat; als so lange dieser Paß für gültig anzuerkennen ist, von hier nach über Basel nach Chur in der Schweitz zu reisen willens hat, ungehindert paßiren, auch derselben bedürfenden Falls zu besserm Fortkommen allen Vorschub angedeyhen lassen, welches wir in ähnlichen Fällen mit gleicher Rechts-Gefälligkeit zu erwiedern erbötig sind. Urkundlich der gewöhnlichen Unterschrift und beygedruckten Canzley-Insiegels. Der Inhaberin hat sich eigenhändig unterzeichnet. So geschehen Weimar, den 6. Mai 1807.

Fürstl. Sächs. zur Landes-Regierung anher verordnete Canzlar, Räthe und Assessores.

Wolfhoff Carl.

Johanne Caroline Louise Kühn

Reisepaß für Louise Kühn
(nach Chur) vom 6. Mai 1807

stand ein alter Stall mit gewaltigem Misthaufen davor. Seine Entfernung durch den Bürger Bauer am Platz gab viel zu reden und zu streiten. Wer will einem freien Burger den Misthaufen verbieten?

Unten, nahe am Untern Tor, ragte noch ein Stück Mittelalter in die Neuzeit herein: die Planaterra, ein mächtiger Bau mit zwei Türmen, wie ein alter Stadtsitz des Landadels und etwas weiter oben der Reichsgasse das «Neue Gebäu», der schöne Salis-Palast mit vornehmen Gemächern voll Schilderei und heller Stukkatur. Alte Zeit, neue Zeit, friedlich sich begegnend! Ein wunderliches Gemisch von Spießbürgertum und weltmännischer Weite war das Chur dieser Zeit. In der Obergasse trug der Schneidermeister Bener noch das Zöpfchen im Nacken. In der Bauerschen Weinstube am Platz aber politisierten beim Weinkrug beurlaubte nigelnagelneue Leutnants in ihren Wespentaillen, und das Gelichter lumpiger Werbeoffiziere drückte sich herum und suchte sich arme Burschen.

Unsere Chronistin Emilie Manatschal-Weber berichtet von einer guten, alten Churer Sitte. Wer in rüstiger Arbeit eine Ruhepause einschieben konnte, schöpfte vor dem Hause frische Luft. In jedem Hausflur stand ein langes, schmales Bänkchen, das Feierabendbänkchen. Das wurde am Abend herausgeschafft. Eng aneinandergedrängt nahm die Familie darauf Platz und lud auch vorübergehende Bekannte ein. Dann wurde das Tagesgeschehen besprochen: der große Warentransport, der heute lärmend durchs Tor gerasselt, das gefährliche Gesindel in der Bettlerkuhhi, der Küfer und der Zahnkünstler und wie weit hinten in der Türkei die Völker aufeinander schlagen, und diese und jene Person (etwas leiser) durchgehechelt. Oft aber hub Gesang an. «Die schönsten Volkslieder stiegen aus den engen, dunklen Gassen zum weiten Sternhimmel empor und werden wohl manches Herz erlöst haben aus dem dumpfen Kerker kleinstädtischer Alltäglichkeit.» Geselligkeit, berichtet sie, pflegte nur der Adel; außer den großen Banketten, die er sich leistete, sei auch der Verkehr einfach gewesen. An der jetzigen Bahnhofstraße lärmte eine Säge, vor der eine Menge Baumstämme geschichtet lagen. Dahin spazierten an milden Frühlings- und Herbsttagen die vornehmen Fräulein in ausgeschnittenen, kurzärmeligen Waschkleidchen. Ihnen folgten ihre Kavaliere, meist Offiziere ausländischer Regimenter, und auf den Blöcken begann ein «zierliches Hofmachen» zur Musik der schnarrenden Säge. Aber wer vergäße all die andern Anlässe: die beliebten Maiensäßpartien, wo etwa ein gefühlsvoll-musischer Churer nach kräftigem Imbiß ein Gedicht von Wieland, Goethe oder Schiller vorlas. Oder die Aufführungen der Liebhaberbühne, für die Johann Friedrich von Tscharner zweimal vielstrophige Prologe dichtete, gar die Theaterabende der Madame Fux mit ihrem ausländischen Künstlerensemble. Und all die Traubenlust und übermütigen Ergötzlichkeiten zur Zeit der Weinlese, im Winter die Schlittenpartien! Ein bedeutendes Ereignis waren die klirrenden Exerzier- und Kampfübungen der städtischen Wehrmacht. Da durften die Damen nicht fehlen. Sie spendeten den Herren Offizieren das «Marend» als Revanche für den von den Herren kürzlich veranstalteten Ball. Doch, doch, es gab schon Gelegenheit, sich kennen zu lernen, in einem Städtlein von, sagen wir beiläufig, etwa 3000 Seelen.

Jeannette Kühn plaudert in dem oben zitierten Brief ausführlich über ein übermütiges Ballprojekt. Sie war jüngst mit dem Vetter ihrer neuen Freundin, Lieschen Salis, mit «Schiron von Salis», auf einem Ball. Das nächstemal wollen die beiden Freundinnen als Bauernmädchen erscheinen: weiße Röcke mit rotem Band, schwarze Samtleibchen, die vorne über einen Latz mit goldener Kette geschlossen werden, kurze Schürze mit rotem Band, ein Halskoller, die Haare in Zöpfe geflochten, kleiner Strohhut mit rotem Band, seitwärts lang herunter hängend, eine Rose und großer Blumenstrauß am Busen. «Stell Dich uns vor, und Du wirst ein reizendes Gemälde von einem blonden und braunen Bauernmädchen haben. Wir hoffen, Dir im Vertrauen gesagt, große Eroberungen und eine förmliche Niederlage unter dem männlichen Geschlecht anzurichten . . .» Das übermütige Mädchen! Vier Jahre später lag sie unter dem Rasen.

Natürlich gab es auch betrübliche Ereignisse, die aber die Menschen auch zusammenführen, und wär's nur zum Tuscheln, Berichten und Richten. Da war ein Fräulein von Jenatsch in die Plessur gesprungen mit dem Schrei «Mein Jesus, ich komme». Jakob Bauer zog sie aus dem Wasser. Aber sie hatte einen Schädelbruch. Als Pfarrer Benedict mit den Worten: «Marie, Marie, warum hast du mir das getan?», sich über sie beugte, antwortete sie mit erlöschender Stimme: «Ich wollte Christus meinen Leib zum Opfer bringen.» Die Jenatsch war ein Opfer jener «Erweckungen», die fanatisch-überspannte Pfarrer hervorgerufen hatten. Diese Geistlichen waren umso starrer und unversöhnlicher, als ein freierer Geist durch die Gassen zu wehen begann, deren Träger und Herolde junge Kantonsschullehrer und deren Freunde waren. Von ihnen soll noch kurz die Rede sein, ehe wir bei unserer Luise anklopfen. Ich nenne Paul Christ, Otto Decarisch, Chr. Tester und vor allem das glänzende Dreiblatt, wie es Bazzigher nennt: Karl Follen, Karl Völker und Georg Wilhelm Röder, das 1820 wegen der politischen Verhältnisse in die Schweiz und durch Vermittlung Joh. Caspar Orellis nach Graubünden gekommen war. Sie lebten in schöner Kameradschaft und Freundschaft, genügsam, aber zufrieden, erfüllt von jenem flammenden Idealismus, den Friedrich Schiller in seinen Werken in herrlich strahlende Form gegossen. Völker erzählt in seinen Erinnerungen, wie er bei Oberzunftmeister Jecklin mit Röder das Studierzimmer geteilt. Am frühen Morgen, meist schon um 5 Uhr, standen sie auf und brauten «mit einer Maschine» ihren Kaffee. Wenn's kalt war, heizten sie auch selber den Ofen. Brennholz hatten sie ebenfalls selber angeschafft. Brot ließen sie vom Bäcker holen. Mittags speisten sie in einem Kosthaus, wo auch die Professoren Karl Follen und Decarisch aßen. Abends trafen sie gewöhnlich mit ihrem Kollegen Tester in irgend einer Kneipe zusammen und nahmen hier zu einem Glase Wein ein sehr bescheidenes Nachtessen ein, oft nur Käse und Brot. Tester, der Safier, sprudelnd von Humor und Witz, war auch in Yverdon gewesen und wußte von Pestalozzi, dem Quichotte der Humanität, zu erzählen, und der Schatten des armen, verrunzelten Kindernarren war unter ihnen. Das Gehalt der Kantonsschullehrer betrug 1000 Bündner Gulden, etwa 1700 Fr., da mußte schon der Titel die Blöße decken. Und der Glaube an eine neue Zeit, an Freiheit,

Brüderlichkeit, Menschenwürde hatte sie mächtig angeweht. «Diesen Kuß der ganzen Welt . . .» Sie waren bereit und stark genug, Opfer zu bringen.

Denn Macht hatte noch die alte Zeit mit ihren Priestern und Thronen. Es waren freisinnig-religiöse Lehren (vor allem die Lehre von der Menschlichkeit Christi und die Leugnung der Erbsünde), welche Follen schließlich an der Kantonsschule unmöglich machten. Völker, ein Jünger des Turnvaters Jahn und also der Bündner Turnvater, der ehemalige Burschenschafter, bekannt mit dem Studenten Sand, dem Mörder Kotzebues, konnte sich der drohenden Ausweisung nur durch eine abenteuerliche Flucht entziehen. «Nach fast herzzerreißendem Abschied von meiner teuren Gattin (einer Tochter des Oberzunftmeisters Jecklin) fuhren wir (mit ihm sein Schwager) Ragaz zu.»

Röder, der liebreiche «Melanchthon», der einzige des glänzenden Dreiblattes, blieb unangefochten, arbeitete gewissenhaft, segensreich, half die Naturhistorische und die Geschichtsforschende Gesellschaft gründen, schrieb die erste, einfühlende Biographie des edlen Sängers Johann Gaudenz Salis-Seewis und erhielt 1827 das Kantonsbürgerrecht.

Ich habe mich gefragt, ob die drei Deutschen in Chur die Schillerlocke zu sehen bekamen? Völker vielleicht? Sie war ja bei Luise Kühn aufbewahrt.

Luise war eine schöne Erscheinung, ziemlich groß, schlank, mit blauen Augen, dunkelbraunem Haar und blühenden Gesichtszügen. Ob sie nach 1807 wieder nach Eisenach zurückkehrte oder bei den Verwandten in Chur blieb, weiß ich nicht. Offenbar hat sie gute Schulung und Bildung genossen; die Freundinnen rühmen ihre Könnerschaft im Sticken. Sie galt in Chur als eine natürliche Tochter des Herzogs Karl August, die manches vom Weimarer Hof zu erzählen wußte. Staatsarchivrat Dr. Wolfgang Huschke, Darmstadt, ein gründlicher Kenner des Weimarer Hofes, stellt die illegitime Geburt Luisens freilich in Frage, und es ist ja auch verständlich, wie nun einmal die Menschen sind, daß die großartige Schenkung des Herzogs an die «artige, gescheute» Frau Elisabeth Kühn-Nonne Grund zu Klatsch gegeben hat. Anderseits liegt ein Brief (1817) vor mir, der beweist, daß Luise bis 1817 eine herzogliche Pension bezog, die ihr nun entzogen werden sollte. Wie auch immer: die lebhafte, schöne Person fand in Chur ihren Lebensgefährten und zog als Frau Bauer, Oberst Bauer, an das Metzgerplätzli. Das war im April 1818. Ihr Mann war Ulrich Bauer, später Bürgermeister und Oberst, aus altem Churergeschlecht. Der Vater, Metzgermeister und Profektrichter, führte die Weinstube am Platz, die wir bereits kennen. Nein, seine Frau führte sie und alles, was es an Geschäften gab, eine auffallend schöne Frau mit blitzenden Augen, die streng auf Ordnung und Sitte hielt. Sie beriet den Herrn Profektrichter auch bei seinen Vermittlungen. Emilie Manatschal-Weber schildert das ergötzlich. Die streitenden Parteien erscheinen in der Wohnstube. Die Frau Profektrichterin postiert sich im Schlafzimmer nebenan. Würdevoll hört sich der Herr Richter die «Klägten» der Parteien an. Dann bittet er, ihn für einen Augenblick zu entschuldigen, verschwindet in der Schlafkammer und holt sich den Salomonischen Spruch.

Der Sohn Joh. Ulrich Bauer hatte den scharfen Verstand der Mutter, nicht aber

ihre Arbeitsfreude und überdies die etwas bequeme Art des Vaters. So urteilt Frau Emilie Manatschal. Nach ihr wäre er dem Vater Profektrichter «verhängnisvoll geworden». Er arbeitete «hauptsächlich in Gedanken». Ihm war wohl in der vornehmen Welt, die seinen Humor und trefflichen Witz und seine Weltkenntnisse schätzte. Er schob das Metzgergewerbe und vieles ihm Unbequeme seinem Vetter zu. Mehr als stilles Zivilleben lockte ihn die Militärkarriere und offenbar prickelnd erregende Spekulation. Ein schönes Ölbild, im Besitz des Herrn Marius von Planta, 1824 gemalt von July von Mosbrucker, trägt die Aufschrift: Ulrich Bauer von Chur, Schweizerischer Elitehauptmann vom zweiten Bataillon des Kantons Graubünden.

Im Hause aber schaltete die züchtige Hausfrau, eine gescheite, gewandte Person, schaffte und sparte, wie sie's in der Clemda gelernt. Bei ihr kehrte Prof. Völker gerne ein. Sie kannten sich aus Völkers Eisenacher Gymnasialzeit. Er spricht von ihr als einer natürlichen Tochter des Herzogs. «Die Frau Oberst war recht erfreut, jemand in der Nähe zu haben, mit dem sie über ihre alte Heimat plaudern konnte.» Und der Herr Oberst war ja ein unterhaltender und gewandter Gastgeber. Bei Bauers logierte auch de Prati mit seiner Frau, ein sehr geistreiches, interessantes Männchen, geschulter Advokat, Mitglied des Geheimbundes der Carbonari, die in Bologna eine zweite republikanische Schilderhebung beschlossen hatten. Sie endete aber unglücklich. Was war doch das kleine Chur für ein heimliches Pulverfäßchen!

Der Oberst aber ließ sich auf Holzhandel im großen Stil und auf wacklige Bergwerksunternehmen ein, und all der Fleiß und die Sparsamkeit der Frau konnten nicht verhindern, daß am Ende das Vermögen zusammengeschmolzen war. Der Schwiegersohn, Peter Conradin Planta, wollte die Erbschaft erst nach amtlicher Inventarisation antreten. Ich weiß nicht, was noch vorhanden war. Eines war in Treuen aufbewahrt worden und als Kostbarkeit versorgt gewesen: Schillers Locke.

Planta war Staatsmann, Wissenschafter, Gesetzgeber, Jurist, Journalist. Er war fein gebildet, gewissenhaft, fromm und ein ungeheurer Schaffer. Er hat in seinem rastlos tätigen Leben 25 Beamtungen betreut, ist vom Stadtschreiber bis zum Ständerat, vom Stadtrichter bis zum Präsidenten des Kantonsgerichts emporgestiegen. Nicht wenig haben wohl die dämmrigen Amtsstuben dazu beigetragen, daß sein Augenlicht schon im 60. Lebensjahr so geschwächt war, daß er Erblindung befürchten mußte.

Die Dichtung war ihm ein Gesundbrunnen, aus dem er sein langes Leben lang schöpfte. Er war bei den Großen: Shakespeare, Schiller, Goethe zu Hause und mit vielen Kleinern vertraut. Mit Schützen- und Gesangsfesten allein sei's nicht getan. «Ist es nicht eine Schande für die republikanische Schweiz», schreibt er einmal im «Pfeil des Tellen», seiner «Schweizerischen Monatsschrift für Volk, Wissenschaft und Politik», «daß sie für Kunst, die anderswo so vielfacher Aufmunterung und Anerkennung sich erfreut, nichts, rein nichts tut? Ihr setzt für die besten Schüsse Preise aus, warum nicht auch für die beste Dichtung!» Planta versuchte sich selbst als Epiker, Dramatiker und Lyriker. Schiller ist mehr als einmal sein Vorbild, und so verlieren wir die Weimarer

Louise Bauer,
geb. Kühn, gest. 1866

Oberst Ulrich Bauer,
Bürgermeister zu Chur, gest. 1870

Dichterlocke nicht aus den Augen. Hat sie ihn gar auf den Weg zum Eheglück geführt? Das nun doch wohl nicht.

Bauers hatten ein einziges Kind: Elise Charlotte. Sie wuchs heran und wurde eine schlankgewachsene Schönheit mit glänzend schwarzem Haar, dunklen Augen «unter hochgewölbter Brauen Bogen» und schönem Mund. Als sie 1849 die Frau v. Planta im Zernezer Schloß besuchte, wo diese gerne ihren Sommeraufenthalt nahm, faßte der Sohn, unser Peter Conradin, Mut; er war immerhin 34 Jahre alt. Das ist aber gar nicht so leicht. Planta war eine zurückhaltende Natur. Die Lockerung seines innigen Verhältnisses mit seiner Mutter und Schwester fiel ihm schwer, und eine leichtsinnige Bindung verbot seine hohe Auffassung von der Ehe. Er schreibt irgendwo: «Weit entfernt bloß sinnlicher Natur zu sein, gehört vielmehr die Ehe und die Familie notwendig zur geistigen und sittlichen Vollendung des Menschen. In dem Familienleben liegt eine solche Fülle der zartesten und innigsten Beziehungen, sie ist eine unversiegbare Quelle so mannigfacher geistiger Anregungen, so reiner und — man möchte sagen — göttlicher Gefühle, daß man sagen kann, erst in der Familie gehe das wahre, sittliche und religiöse Leben auf.» Der Biograph Plantas, Jakob Heer, erzählt, die Werbung wäre fast, fast unterblieben. Da half der Himmel der 19jährigen Elise Charlotte. Ein Unwetter brach los, riß eine Brücke weg und verzögerte ihre Heimreise. Nun faßte der Verliebte Mut und fand das werbende Wort, wie man in der Plantafamilie weiter erzählte, in einem Wäldchen. Ich gebe das weiter, damit's ein bißchen romantisch ist. Auf der Heimreise kehrte das Liebespaar in Madulain bei Romedis (der Familie des spätern Ständerats) ein. Romedi habe dem Freund in einem heimlichen Augenblick bewundernd zugenickt: «A kaiba schöni Brut hescht denn scho.» Mutter Planta hätte lieber eine reiche Schwiegertochter gehabt, aber was will man! Am Metzgerplätzli waren die Eltern einverstanden, und so wurde 1850 Hochzeit gefeiert.

Es war ein inniger, glücklicher Ehebund, in allen harten Schicksalsschlägen, welche die junge Familie trafen, fest gefügt. Frau Elise war eine gescheite, tapfere Frau, die oft die grüblerische Melancholie des Gatten aufzuhellen wußte. Sie waltete fleißig und sparsam im Hause, das nicht in Reichtum schwamm, blieb aber auch im geistigen Höhenflug ihres Lebensgefährten nicht zurück. Wir kennen zwei Erzählungen von ihr: «Zuchthaus und Bauernhaus» (1871) und «Aus Großvaters Jugendzeit» (1876). Beide sind in der «Neuen Zürcher Zeitung» unter dem Pseudonym C. v. Wilten erschienen, schlichte, anspruchslose Erzählungen, «wie sie der Wanderer findet auf den Bergen», nichts romantisch Verträumtes, nichts abenteuerlich Verstiegenes; die Anmerkung «Aus Graubünden» ist berechtigt.

Es ist sympathisch, wie lebensfroh und hell sich diese deutschen Mädchen in unserer kleinen Stadt verwurzelten. In einem Brief aus Naumburg (1840) schreibt eine Antonie Goethe nach Chur: «Wenn ich das Bild von Chur betrachte, welches Du» — ich weiß nicht wer — «uns schicktest und das, unter Glas und Rahmen gefaßt, in der guten Stube hängt, denke ich immer recht an Dich und versetze mich im Geiste zu Dir, das ist ein herrliches Bild, wenn Du's nur einmal sähst, wie schön sich's in dem

goldenen Rahmen ausnimmt...» Das klingt anders als bei Spiegelberg.

Aber zurück ins Plantahaus auf dem «Sand». Zu früh kamen für die Frau jene Jahre, die voll Entsagen, Sorgen und Leiden sind, wie es das Gesetz der Erde will. «Gehirnschläge» löschten ihren hellen Geist aus. Der alte, edle Mann war tief erschüttert. Seine lyrische Meisterschaft ist nicht häufig; aber wo er vor dem Krankenbett der lieben Gattin sorgt und wacht und das arme Herz in Versen zu erlösen sucht, kann er uns, wie ich meine, rühren. Ich denke z. B. an das Gedicht «Vor dem Jugendbild meiner kranken Frau, 23. Februar 1887», wo er die junge Frau malt und dann die Verwüstung schildert, welche die Krankheit angerichtet. Der Schluß heißt:

«Wir beide sind fortan nur Schatten
Auf eines Kirchhofs stillen Matten.»

Und dann nahm sie der Tod hinweg. Ihm blieb die Trauer. Als sich die Trauer etwas gelichtet hatte und er dies und das, was ihr teuer gewesen, in die zitternden Hände nahm, war da auch die rötliche Locke des großen deutschen Feuergeistes. Er ließ die kostbare Reliquie unter Glas und Rahmen fassen und schrieb dazu: «Nachdem nun auch meine liebe Gattin gestorben ist, haben meine Kinder mich beauftragt, diese ehrwürdige Reliquie zum Andenken an ihre Mutter dem Rätischen Museum zu schenken.» (Das Rätische Museum war P. C. von Plantas Gründung.) Das ist die Geschichte von Schillers Locke in Chur.

Ich will noch anfügen, daß die «andere Hälfte» der Locke im Besitz von Herrn Pfarrer Marius von Planta, Corgémont, ist, wohlverwahrt in elfenbeinerner Schatulle, und ich will bemerken, daß Achtung vor und Sinn für Tradition, und trete sie in kleinen Dingen zu Tage, zur Kultur gehört. Ich fürchte nämlich, daß einzelne Leser, falls es sie gibt, finden, ich hätte zu viel Aufhebens von dieser Locke gemacht. Denn was ist schon ein Büschel Haare, und wer redet überhaupt von Schiller? Tatsächlich findet, wie ich weiß, die Schillerlocke kaum Beachtung; tatsächlich auch scheint Schiller unserer Zeit entrückt zu sein. Ein anderes Weltbild ist über unserer Unrast, unserem Planen, Bauen, Jagen und Hetzen, unsern Zweifeln und Ängsten aufgegangen. Noch einmal würde Goethe sagen: «Ihr seid alle viel zu armselig und irdisch für ihn.» Zwei Weltkriege haben das intellektuelle und moralische Niveau furchtbar verschlechtert und eine beängstigende Zerrüttung gefördert; wo ist die Schuld? Wohin führt der Weg?

Einmal — es war im Frühling — stand ich unter Schülern einer Oberschule vom Lande vor dem sonderbaren Bildchen, auf das durchs Fenster das Licht eines hellen Vormittages fiel. Frische, junge Augen bestaunten das ehrwürdige Ding. Die Schüler, Knaben und Mädchen, hatten im Winter mit ihrem jungen Lehrer Schiller-Balladen gelesen: den «Taucher», «Die Bürgschaft», «Die Kraniche». Und dann «Das Lied von der Glocke», dies — sagt, was ihr wollt — große, einst in deutschen Landen populärste Lehrgedicht, das man auswendig können mußte. Die munter fließenden Verse des «in Lichtesspuren wandelnden Beglückergeistes» fielen tief in ihr empfängliches Gemüt. Freuen wir uns über die Ehrfurcht unserer robustschlichten Jugend vor der leichten Locke, die einst eine 19jährige im rumpelnden Postwagen unter ihren Habseligkeiten durchs Untertor in unsere kleine Stadt gebracht.